

(Nachdruck verboten.)

## 51) Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Verblüfft wiederholte Saccard mehrmals:

„Ein Kind, ein Kind . . .“

Dann steckte er mit raschem Griff die sechs Banknoten wieder in seine Brieftasche. Er hatte mit einem Male seine Fassung wieder erlangt und sagte ganz munter:

„Ei, ei, hören Sie 'mal, treiben Sie denn Späße mit mir? Wenn ein Kind da ist, so werse ich Ihnen keinen Sou in den Nachen . . . Der Kleine hat seine Mutter beerbt, der Kleine bekommt dies Geld und alles, was er will noch dazu . . . Ein Kind, das ist ja ganz niedlich, das ist etwas ganz Natürliches! Was ist denn dabei, wenn man ein Kind hat? Im Gegenteil, das macht mir großen Spaß, das macht mich jünger, auf Ehre! . . . Wo ist er denn, der Junge, daß ich ihn besuchen kann? Warum haben Sie mir ihn nicht gleich mitgebracht?“

Jetzt war Busch sprachlos vor Erstaunen. Er dachte an sein langes Jögern, an die unendliche Schonung, welche Frau Karoline beobachtete, ehe sie Victors Dasein dem Vater verriet. Er verlor alle Fassung, ließ sich jetzt in außerordentlich heftige und verwickelte Auseinandersetzungen ein und verschob mit einem Male seine ganze Munition: die sechstausend Frank für geliehenes Geld und Ernährungskosten, welche die Méchain beanspruchte, Frau Konstanzen's Abschlagszahlung von zweitausend Frank, Victors Aufnahme im „Heim der Arbeit“. Bei jeder neuen Einzelheit fuhr Saccard heftiger auf. Wie? sechstausend Frank! Was bewies denn, daß man nicht vielmehr den Jungen herabstahl? Eine Abschlagszahlung von zweitausend Frank! Man hatte also die Kühnheit befaßt, von einer befreundeten Dame zweitausend Frank zu erpressen? Das war ja Diebstahl und Vertrauensbruch! Seinen Kleinen hatte man, bei Gott, schlecht erzogen und verlangte jetzt, daß er, Saccard, die Leute bezahlte, die für diese schlechte Erziehung verantwortlich waren! Man hielt ihn also für einen Dummkopf?

„Nicht einen Sou!“ rief er. „Hören Sie, nicht einen Sou aus meiner Tasche!“

Busch war fahl geworden. Er stand aufrecht vor seinem Tisch.

„Das werden wir schon sehen! Ich schleppe Sie vor Gericht!“

„Sagen Sie doch keine Dummheiten, Sie wissen ja, daß das Gericht mit derartigen Sachen sich nicht abgiebt. Und wenn Sie aus mir etwas zu erpressen hoffen, so ist das noch dümmmer; denn ich, ich frage nach nichts! Ein Kind — ich sage Ihnen ja, ich fühle mich geschmeichelt!“

Da die Méchain die Thüre verspernte, so mußte er sie beiseite schieben und über sie hinwegschreiten, um zur Stube hinaus zu kommen. Wutersticht warf sie ihm mit ihrer Flötenstimme die Worte nach:

„Schurke! Herzloser Mensch!“

„Sie werden von uns hören!“ brüllte Busch, indem er zornig die Thüre zuschlug.

Saccard befand sich in solcher Aufregung, daß er seinem Kutscher befahl, sofort nach der Rue Saint-Lazare heimzufahren. Es drängte ihn, Frau Karoline zu sehen. Ohne jede Scham trat er vor sie hin und zankte, weil sie die zweitausend Frank gegeben hatte.

„Aber, beste Freundin, nie giebt man so das Geld aus den Händen . . . Warum haben Sie, zum Teufel, auch gehandelt, ohne mich zu fragen?“

Tief ergriffen, weil er endlich die Geschichte wußte, blieb Frau Karoline sprachlos. Es war also richtig die Schrift Busch's, welche sie erkannt hatte; jetzt brauchte sie nichts mehr zu verheimlichen, da ja ein anderer ihr die Mühe der Enttüllung abgenommen hatte. Trotzdem zauderte sie immer noch und schämte sich für diesen Mann, der sie so unbefangenen ausfragte.

„Ich wollte Ihnen einen Kummer ersparen . . . Der unglückliche Knabe war in einem so verkommenen Zustand! . . . Schon lange hätte ich Ihnen alles erzählt, wenn ich nicht ein Gefühl . . .“

„Welches Gefühl? . . . Aufrichtig gesagt, ich verstehe Sie nicht!“

Sie versuchte nicht, sich länger zu rechtfertigen und zu entschuldigen; eine allgemeine Traurigkeit und Mattigkeit umfing die sonst so lebensmüde Frau. Er dagegen stieß einmal über das andre laute Nuse aus, er schien hoch entzückt und wahrhaft verjüngt.

„Der arme Junge! Ich werde ihn sehr gerne haben, sicherlich . . . Es war ganz recht von Ihnen, daß Sie ihn ins „Heim der Arbeit“ gethan haben, um ihn vom größten Schmutz zu säubern. Aber wir wollen ihn herausnehmen und ihm eigne Lehrer geben . . . Morgen will ich ihn besuchen, ja, morgen, wenn ich nicht zu sehr in Anspruch genommen bin.“

Am folgenden Tage war Sitzung; es vergingen zwei Tage, dann die ganze Woche, ohne daß Saccard eine Minute Zeit fand. Er sprach oft von dem Knaben und verschob seine Besuche, von dem überströmenden Flusse der Geschäfte immer wieder fortgerissen. Zu den ersten Dezembertagen war inmitten des ungewöhnlichen Fieberanfalls, dessen krankhafte Aufregung die Börse durcheinander brachte, der Kurs von zweitausendsiebenhundert erreicht worden. Das Schlimmste war aber, daß die beunruhigenden Nachrichten zunahmen, und trotz des bis zur Unerträglichkeit wachsenden Unbehagens die Hausse hartnäckig wuchs. Ganz laut kündete man jetzt den unausbleiblichen Krach an, und gleichwohl stiegen die Aktien weiter, stiegen unaufhörlich fort und fort, von der eigensinnigen Gewalt eines jener wunderbaren Anfälle von Wahnsinnsrausch getrieben, in denen das Handgreifliche ignoriert wird. Saccard lebte nur noch im übertriebenen Scheine seines Triumphes; er war durch diesen Goldregen, den er über Paris ergoß, gleichsam von einem Glorienschein umgeben. Indessen war er schlau genug, um zu empfinden, daß der unterhöhlte und rissige Boden unter seinen Füßen einzustürzen drohte. Obgleich bei jeder Liquidation ihm der Sieg verblieb, ließ darum sein Jörn gegen die Baissiers nicht nach, deren Verluste schon grauenhaft sein mußten. Was hatte denn dieses schmutzige Judentum, daß es so verbissen war? Würde er nicht schließlich mit ihm fertig werden? Namentlich erbitterte ihn aber der Umstand, daß er neben Gundermann, unter dessen Bundesgenossen noch andre Verkäufer witterte, Kämpfer der Universelle, Verräter, die in ihrem Glauben erschüttert und in ihrer Gast, zu realisieren, zum Feinde übergangen.

Eines Tages, da Saccard seiner Unzufriedenheit vor Frau Karoline Luft machte, glaubte diese ihm endlich alles bekennen zu sollen.

„Wissen Sie, mein Freund, ich habe verkauft, ich auch . . . Ich habe soeben meine letzten tausend Aktien zum Kurse von zweitausendsiebenhundert verkauft.“

Saccard war vernichtet, als schaute er dem schwärzesten Verrat ins Gesicht:

„Sie haben verkauft, Sie!? Sie, mein Gott!“

Sie hatte seine Hände ergriffen und drückte sie mit Zornigkeit; er that ihr wirklich leid, sie erinnerte ihn an die Warnungen ihres Bruders und an ihre eignen. Jener, der immer noch in Rom war, schrieb Briefe voll tödlicher Besorgnis über diese übertriebene Hausse, die ihm unerklärlich blieb und die um jeden Preis gehemmt werden mußte, wollte man nicht in einen tiefen Abgrund stürzen. Noch am Tage vorher hatte sie einen Brief erhalten, der ihr ausdrücklich befahl, zu verkaufen, und sie hatte verkauft.

„Sie! Sie!“ wiederholte Saccard, „Sie bekämpften mich, Sie fühlte ich also als Feind im Dunkeln! Ihre Aktien habe ich zurückkaufen müssen!“

Er geriet nicht wie sonst in Zorn; seine Niedergeschlagenheit that ihr noch mehr weh, sie hätte vernünftig mit ihm reden mögen, damit er den erbarmungslosen Kampf aufgebe, der nur mit einem Massenmord enden konnte.

„Mein Freund, hören Sie mich an . . . Bedenken Sie, daß unsre dreitausend Titres über siebeneinhalb Millionen ergeben haben! Ist das nicht ein unverhoffter, übermäßiger Gewinn? Mir flößt dieses viele Geld Entsetzen ein, ich kann nicht glauben, daß es mein gehört . . . Uebrigens handelt es sich nicht um unser persönliches Interesse. Denken Sie an die Interessen aller derjenigen, die ihr Vermögen in Ihre Hände gelegt haben, eine erschreckende Summe von Millionen, die

Sie aufs Spiel setzen. Wozu diese unsinnige Gausse stützen und noch höher reizen? Von allen Seiten höre ich, daß am Schlusse der Krach unausbleiblich ist . . . Es kann doch nicht immerfort in die Höhe gehen; es ist gar keine Schande, wenn die Titres ihren wirklichen Wert wieder annehmen. Erst dann sind wir das feste Haus, das ist die Rettung.“

Hestig war er aufgefahren und stand wieder auf den Füßen.

„Den Kurs von dreitausend will ich, ich habe gekauft und werde kaufen, sollte ich auch darüber zu Grunde gehen! . . . Ja, kaput will ich gehen, und alles mit mir, wenn ich nicht einen Kurs von dreitausend erreiche und aufrecht erhalte!“

Nach dem 15. Dezember stiegen die Kurse auf zweitausendachtshundert, auf zweitausendneuhundert. Am 21. wurde unter einer wahnsinnigen Aufregung der Menge an der Börse der Kurs von dreitausendundzwanzig ausgerufen. Innere Wahrheit und Logik waren verschwunden, der Begriff des Wertes an sich war so verwirrt, daß ihn jeder Hintergrund abhanden kam.

Bald lief das Gerücht um, Gundermann habe sich entgegen seiner sonstigen Vorsicht in ein grauenhaftes Risiko eingelassen; seit Monaten stützte er die Kontermine, bei jedem Stichtag waren mit dem Zunehmen der Gausse seine Verluste in ungeheuren Sprüngen gestiegen; man begann zu flüstern, daß er wohl Hals und Bein brechen könnte. Alle Köpfe waren verdreht, man wartete auf kommende Wunder.

In diesem entscheidenden Augenblick, da Saccard auf dem Gipfel der Macht stand und in seiner unklaren Angst vor einem Sturze den Boden zittern fühlte, da war er König. So oft sein Wagen vor dem triumphierenden Palaste der Universalie in der Rue de Londres vorfuhr, kam ein Diener eiligst die Treppe herunter und breitete einen Teppich aus, der von den Stufen der Vorhalle über den Gehweg bis zur Straßenrinne aufgerollt wurde. Dann geruhte Saccard auszustiegen und seinen Einzug zu halten, wie ein Fürst, dem man die Berührung des gemeinen Straßenpflasters erspart.

X.

Am Tag des Jahresabschlusses und der Ultimo-Abrechnung des Dezember war der große Börsensaal bereits um halb ein Uhr dicht gefüllt. Es herrschte eine ganz ungewöhnliche Aufregung in dem Stimmengewirr und dem Geberdenpiel. Die seit Wochen wachsende Gärung führte jetzt zu diesem entscheidenden Kampftag und diesem fieberhaften Gedränge, in welchem das Dröhnen der bevorstehenden Entscheidungsschlacht zu vernehmen war.

Draußen herrschte heftiger Frost; aber eine klare Winterfenne drang mit schiefen Strahlen durch das hohe Glasdach herein und erheiterte eine ganze Seite dieses kahlen Saales mit seinen ernsten Pfeilern und der düsteren Wölbung, die unter den allegorischen Malereien noch frostiger aussah. Längs der Bogengänge strömte mitten im kalten Luftzug der ohne Unterlaß auf und ab klappenden Thüren die Luftheizung einen lauwarmen Hauch aus.

Der Baissier Moser, noch ängstlicher und gelblicher als sonst, stieß auf den Haussier Pillerault, der in anmaßender Haltung auf seinen hohen Storchbeinen aufgepflanzt da stand.

„Wissen Sie schon, was man sich erzählt? . . .“  
Er mußte aber lauter rufen, um im wachsenden Geföse der Einzelgespräche vernehmlich zu sein, welches mit seinem toktmäßigen und eintönigen Rollen dem Tosen eines aus den Ufern getretenen und endlos verrinnenden Stromes glich.

„Man erzählt sich, wir werden im April Krieg haben . . . Ein andres Ende kann das nicht nehmen mit diesen gewaltigen Rüstungen. Deutschland will uns keine Zeit lassen, das von den Kammern zu bewilligende Militärgesetz anzuwenden . . . Und übrigens will Bismard . . .“

Pillerault brach hier in lautes Lachen aus.  
„Lassen Sie mich doch in Ruhe mit Ihrem Bismard. Ich habe diesen Sommer fünf Minuten mit ihm gesprochen, gerade so, wie ich jetzt mit Ihnen spreche. Er scheint mir ganz gutmütig zu sein . . . Wenn Sie nach dem überwältigenden Erfolg der Ausstellung noch nicht zufrieden sind, was verlangen Sie eigentlich noch? Ja, mein Lieber, Europa ist jetzt unser.“

Moser schüttelte verzweifelt den Kopf und fuhr fort, seine Besürchtungen in abgerissenen Sätzen auszusprechen, die in jeder Sekunde durch das Stosen und Drängen der Menge unterbrochen wurden. Der Zustand des Marktes sei zu blühend, er leide an einer Blutüberfülle, die ebenso bedenklich sei, wie das krankhafte Fett der Diabäuchigen. Infolge der Weltausstellung seien gar zu viele Unternehmungen in die

Salme geschossen, alles sei in einen übermäßig starken Taumel geraten, der jetzt zum reinen Wahnsinn führe.

„Ist das nicht ganz verrückt, zum Beispiel, daß die Universalie auf dreitausendunddreißig steht?“

(Fortsetzung folgt.)

## Rezniceks „Till Eulenspiegel“.

(Opernhaus.)

Das vielgeschmähte Mittelalter besaß unter anderm, was uns fehlt, auch den Vorzug eines freien und konsequenten Humors im weitesten Sinne. Keine Censur, kein Gezeier von Schwarzen hemmte die Ausgelassenheit seiner Heiterkeit, auch wenn sie die Kirche und die Welt überhaupt auf den Kopf stellte. Das that man damals auch wirklich aus Freude am Schalksnarrentum. Für uns ist das vorläufig eine untergegangene Welt; wer darf denn heute einen kräftigen Spaß machen, ohne mißverstanden, censurirt, verachtet, gestraft zu werden?! Der Volksbuchheld Till Eulenspiegel, der übrigens wirklich gelebt zu haben scheint, ist weitaus nicht der einzige Träger dieser Heiterkeit; viel andres hat sich in ihm gesammelt. Ihn zum Mittelpunkt einer „Volksoper“ zu machen, würde darum ein guter Gedanke sein; und daß derlei Episches von vornherein nicht günstig für die Bühne ist, braucht nicht vorschnell eingewendet werden. Aber sein Narrentum um des Narrentums willen ist nichts mehr für uns; und versteht man es mit Ernst und Wahrheit, mit Sentimentalität und Bühnenpomp, so ist's keine Eulenspiegelei mehr. Die „Volksoper in zwei Teilen und einem Nachspiel frei nach Johann Fischart's „Eulenspiegel Reimensweiß“ von E. N. von Reznicek ist ein interessantes Werk von einem, der was kann, doch weder eine wirkliche Erweckung mittelalterlichen Narrentums, noch auch ein wirkliches modernes Tondrama oder gar eine Volksoper wahrhaften Sinnes. Daß sie vorgestern (Dienstag) im königlichen Opernhaus zum erstenmal aufgeführt wurde, war ein verdienstvoller Griff und eine reichhaltige Anregung der Musikfreunde; eine fruchtbare Bereicherung unsres musildramatischen Vorrates ist damit allerdings nicht erzielt, und ein sozialer Fortschritt der Kunst erst recht nicht.

Till Eulenspiegels Leben ist hier vom 14. ins 16. Jahrhundert verlegt, einem historischen Zusammenhang zuliebe; das mittelalterliche Naive der Ueberlieferung wurde allerdings bereits dadurch geschädigt. Nach einer einleitenden breiten Scene mit Tills Mutter sehen wir ihn, wie er den Milchweibern einen Pöffen spielt, und wie er und Gertrudis sich lieben — vermullich, um einem dringenden Opernbedürfnis abzuhelfen. Abgesehen von Nebenfiguren, wie einem typisch possenhaften Doktor, kommen nun mehrere der von Till geprellten Personen; er wird vor Gericht geführt und zum Strick verurteilt, befreit sich wieder durch einen Ull und wird auf drei Jahre mit einer Romfahrt verbannt. Dies der erste Teil: „Jugendjreiche“. Der zweite Teil: „Wie Eulenspiegel freiete“, spielt nach Ablauf dieser Zeit auf der Burg des zum Stegreifritter gewordenen früheren Vogtes. Till erscheint in Mönchsberkleidung mit gefangenen Kaufleuten. Nach breiten Spielen mit jenem Doktor und mit der Burggesellschaft, die er als Türmer soppl, führt er ausländische Bauern in die Burg und triumphiert mit seiner Gertrudis in einem Brandfinale. — Dreißig Jahre später kommt er, schwerkrank, aber noch narrenwüzig, in ein Spital, dessen Verwalter jener frühere Raubritter, mit eben jenem Doktor zur Seite, gestorben ist. Nachdem er die Kranken hinausgeschleudert, stirbt er unter obligaten Effekten.

Reznicek ist Textarbeiter und Komponist zugleich. Als Letzterer ist er in Berlin einerseits durch eine bei Weingartner aufgeführte Sinfonie bekannt geworden, die wir nicht gehört, und die nicht besonders gewesen sein soll, andererseits durch ein im März 1902 bei R. Strauß vorgeführtes Orchesterstück aus dem „Till Eulenspiegel“, bei dem wir frappierende Rhythmiik und geringere thematische Erfindung bemerkten, und bei dessen Gelegenheit wir dem Komponisten noch ein paar orientierende Worte widmeten. Jetzt zeigt er sich uns als ein schaffensstüchtiger und noch mehr schaffensfreudiger Künstler, der auch nicht veräumt, seinen Standpunkt in Worten zu betonen. Daß es dabei nicht ohne Erwähnungen einer „Psychologie der Decadence“ abgeht, ist nicht eben verwunderlich; daß es des Komponisten Hauptbestreben gewesen sei, „alles Opernmäßige im schlechten Sinne in Dichtung und Musik streng zu vermeiden“, verwundert uns allerdings sehr. Zwar hat alles Vorgeführte seinen vernünftigen Zusammenhang. Allein erstens ist, wie schon unser Textbericht andeutet, an Opernglanz nicht gepart; und zweitens geht Rezniceks stärkstes Bedürfnis darauf hinaus, im einzelnen seine famose Kunst der Stimmenführung und Klangfarbenentsaltung, der Durchführung von Chören und von Ensembles aufzubieten. Und das geschieht mit einer Breite, daß einem gerade diese so interessante Kunst schließlich langweilig wird. Ihr Eigenartiges liegt in dem Kreuz und Quer der Singstimmen und Instrumente, das wirklich eine gute Eulenspiegelei giebt; und die Geschicklichkeit, mehr Farbenreichtum zu gewinnen, als der verhältnismäßigen Kleinheit von Rezniceks Orchester entspricht, verdient alles Lob. Doch wie bei R. Strauß' „Feuersnot“ und bei andren modernen Werken krißt auch hier das Einzelne das Ganze, und der Glanz die Wärme auf. Für diese wollte der Komponist reichlich sorgen durch kunstvolle

Duette u. dgl., durch Benützung zahlreicher alter Volkslieder usw.; aber gerade diese Altertümelei scheint uns die Einseitigkeit des Ganzen am meisten zu stören, und die paar gesprochenen Stellen versehen erst recht ihre Wirkung. Diese künstlichen Auffrischungen vergangener Welten bewahren sich eben nicht. Neben andren solchen Mißerfolgen erinnern wir uns dabei des Kiengischen „Don Quixote“, der zwar musikalisch weit weniger leistete als Regnicels Oper, jedoch in der modernen Sentimentalisierung des Helden und in dem Zusammenhang von Geschichte, von Operntradition und von Modernität ihm sehr ähnlich ist.

Für die Darsteller kommt vor allem die Schwierigkeit der Stimmen in Betracht; schon der weite Umfang der Stimmen stellt die Sänger ungünstig. Die meisten brauchten denn auch lange, um sich „frei zu singen“. Dann aber ging's gut. Grünings Leistung in der Titelfolle ist wirklich hörens- und sehenswert. Mit welchem Fleiß ist da ein Leben herausgebracht! Desinns Getrudis und noch manche andre Partien zeigten, daß unsere Sänger sich lieber in den Verdacht setzen, nicht zum schönsten zu singen, als daß sie von der Charakteristik ihrer Rollen etwas abließen. Ins einzelne der Vorstellung einzugehen, statt ihr kurz für eine tüchtige Gesamthaltung Anerkennung zu zollen, würde uns ins Unabsehbare führen. Die Aufnahme war auffallend kühl. So kühl war allerdings Regnicels Leistung nicht. — sz.

(Nachdruck verboten.)

## Gespante Beziehungen.

Von Eugen Tschirlow.

Mischa schweigt hartnäckig. Er will absolut nicht sprechen. Man ruft ihn zum Mittagessen — er lehnt kategorisch ab.

„Ich will nicht.“

Man ruft ihn zum Nachmittags-tee — er antwortet ruhig, aber mit fester Entschlossenheit im Ton:

„Bitte, trinkt Kaffee, Thee oder was Ihr wollt, aber mich laßt in Ruh — ich will nicht!“

Als die ältere Schwester Nina diese Antwort von Mischa erhält, bricht sie in ein unnatürlich lautes Lachen aus und sagt:

„Du denkst wohl, uns liegt viel daran? Na, täusche Dich nur nicht! Du magst nicht essen, nicht trinken, deshalb wird sich niemand die Augen ausweinen!“

Spricht's, flattert vergnügt davon und verschwindet hinter der Thür. Trotzdem findet Mischa sowohl in ihrer Stimme als auch in ihren gesucht herzlosen Worten etwas, was er sich zu seinen Gunsten deutet. Natürlich verstellt sie sich bloß, wenn sie thut, als ob Papa, Mama und den andren „nichts daran liegt“, daß er Mittag isst und Thee trinkt. Natürlich sind alle sehr unruhig und wissen nicht, wie sie ihn dazu überreden sollen. Mittag zu essen und Thee zu trinken. Na, mögen sie sich doch beunruhigen! Haben selbst Schuld. Ein „Ungezügelt“ im Latein ist doch noch kein Grund, ihn vor allen Leuten zu blamieren, ihm zu raten, er möge lieber Schuster werden. Sehr nett — Schuster! Schön! Aber Mittag essen wird er trotzdem nicht.

Mischa sitzt im Salon auf dem Sofa, starrt in eine aufgeschlagene Nummer des „Weder“ und horcht nach dem Nebenzimmer hin. Wahrscheinlich spricht man dort jetzt davon, daß er nichts essen, nichts trinken will, daß er im Grunde genommen doch „ein tüchtiger Junge“ sei.

„Wo steckt denn Mischa? Schmolzt er noch immer?“ Hört er die Stimme der Mutter.

„Der Herr ist böse!“ antwortet gedehnt und mit Betonung Nina.

„Man muß ihm etwas Essen stehen lassen,“ brummt der Baß des Vaters.

„Aha! denkt Mischa. Stehen lassen! Sehr nötig! Warum einem Schuster etwas stehen lassen?“

„Mischa!“ ruft der Vater.

Mischa schweigt. Der Vater ruft noch einmal.

„Was?“ antwortet dumpf, aber mit Würde Mischa und beugt sich tiefer über den „Weder“.

„Komm herein! Geuß geschmolzt!“

„Ich schmolze nicht, ich lese. Für einen Schuster schickt es sich nicht, am Tisch zu sitzen.“

„Schafstopf!“

„Na, sehr schön. Meinettwegen auch Schafstopf!“ antwortet auffahrend Mischa und sät leise, kaum die Lippen bewegend, hinzu: „Von diesem Schafstopf sollt Ihr noch hören!“

„Wichtigthuer!“ hört er die Stimme der Schwester.

„Du sei nur still, dumme Gans!“ flüstert Mischa, wobei er fühlt, wie ein schrecklicher Haß gegen die Schwester in seinem Herzen auflobert.

Er dürstet nach Rache. Wenn der Vater nicht im Zimmer wäre, würde er ihr schon zeigen. . . Was hat sie auch noch ihren Senf dazugegeben? Es hat sie doch niemand gefragt!

Mischa räuspert sich böse, sucht lange in seinen Taschen und bringt endlich einen Bleistift zum Vorschein. Eine der Karikaturen im „Weder“ zeigt einen jungen Mann unter einer Bank und neben der Bank eine junge Dame. Der erklärende Text besagt: Der junge Mann muß die Initialen seiner „Herzengönigin“ in die untere Fläche der Bank schneiden, da die obere Seite mit Namenszügen, durchbohrten Herzen usw. schon ganz bedeckt ist. Unter diese Karikatur schreibt Mischa: „Das ist Nina! Und das ist Walobja Piatuschkow! Weides ausgemachte Karren!“ Dann legt er die Zeit-

schrift so hin, daß jeder die Karikatur sofort bemerken muß, und geht in sein Zimmer.

Als er dort auf dem Tisch Ninas Hut erblickt, schleuderte er ihn wütend zu Boden.

„Solche Kinderlitzchen gehören nicht auf meinen Tisch!“ sagt er laut, obwohl er weiß, daß ihn niemand hört.

Mischa füllt sich mit allen im Hause verfeindet. Das ganze Haus scheint ihm in zwei feindliche Lager geteilt zu sein: in dem einen Lager befindet er sich allein, in dem andern — alle übrigen. Deshalb tritt er sogar dem Stubennädchen, als es in sein Zimmer kommt, böse entgegen:

„Mach, daß Du rauskommst!“

„Es sind Gäste da.“

„Mach, daß Du rauskommst, sage ich Dir!“

„Sie haben nichts gegessen, darum sind Sie so böse . . .“

Mischa begreift sehr gut, daß man das Stubennädchen als Parlamentär zu ihm geschickt hat. Die „Feinde“ bereuen, möchten ihr Unrecht gern irgendwie gut machen. Na, er ist kein Kind; mögen sie nur warten!

Aber Hunger hat er! Ob er in die Küche schleichen soll? Nein, das geht nicht: die Köchin würde es dem Stubennädchen, das Stubennädchen Nina sagen, und alle würden ihn auslachen.

Lieber hungern. Ja, wenn Papa oder Mama selbst kommen möchten: „Na, ist nicht böse, Mischa. . . Du weißt doch, wenn Du nicht isst und trinkst, kannst Du krank werden, und das würde uns sehr betrüben. Na sei gut: es soll nicht wieder vorkommen. . .“ Ja, dann würde Mischa natürlich sofort gut sein und sofort ins Speisezimmer kommen, wo man selbstverständlich Essen für ihn hat stehen lassen. Heute gab's wohl Kohlsuppe. . .

Mischa läuft das Wasser im Munde zusammen. Er läuft an die Thür und lauscht, ob er nicht bald die weichen Schritte der Mutter hören wird. Der Vater wird nicht kommen, das ist sicher. Aber Mama kommt vielleicht und bittet um Entschuldigung.

Aber Mama kommt nicht und Mischas Hunger wird immer größer. Statt der heißersehten Mama erscheint in der Thür „Falstaff“, Pappas Dogge. Leise, fast unhörbar kommt sie ins Zimmer, beschuppert Mischa und wedelt träge mit dem Schwanz.

„Falstaff“ ist der Liebling des Vaters, unter dessen Schreibtisch im Kabinett er sich mit Vorliebe auszustrecken pflegt. Was hat er also hier zu suchen? Mag er doch zu seinem Herrn gehen und den anwedeln. Wie sich das vollgefressen hat! Wie der Bauch aufgetrieben ist!

„Pacholl!“ schreit Mischa plötzlich böse und stößt den Hund heftig mit dem Fuß.

Das Tier heult zuerst auf und beginnt dann leise zu winseln. Beleidigt den Schwanz einlenkennend, verläßt es schließlich das Zimmer. Und Hunger hat Mischa. . .

An den Fingern der linken Hand saugend, überlegt er lange und eingehend seine Lage. Schließlich kommt ihm ein glücklicher Gedanke. Ja, so geht's! So wird er vor allen Kompromissen mit den „Feinden“ bewahrt. Ein Mitschüler von ihm hat unlängst auf dem Trödelmarkt seine lateinische Grammatik „verlopfet“ und dafür gleich an Ort und Stelle einen Dolch gekauft.

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

ie. Gefahren der Delfarbe. Der Mai, der nach dem alten Sprichwort die Aufgabe hat, alles neu zu machen, bringt auch für viele der großstädtischen Wohnhäuser eine neue Toilette mit. Die Zeit des Abputzens, Linschens und Malens ist aber nicht ohne Einfluß auf den Gesundheitszustand der Bewohner, und nicht viele sind in der Lage, ihr Haus für eine solche Zeit zu verlassen, was für die großen Häuser, die von vielen Familien bewohnt werden, schon an sich ganz ausgeschlossen ist. Der Geruch frischer Delfarbe ist für die meisten Leute unangenehm, und das dabei empfundene Unbehagen ist auch hier ein Ausdruck für eine thaisächlich schädliche Wirkung. Kopfschmerzen sind während dieser Zeit ein gewöhnliches Leiden unter den Hausbewohnern. Möglicherweise ist das Del, mit dem der Maler seine Farben mischt, schon allein genügend, Uebelkeit zu erzeugen, aber es ist wenig zweifelhaft, daß mit dem Delfarbengeruch auch kleine Mengen von Blei eingeatmet werden. Man weiß, daß oftmals Leute einen schweren Anfall von Kolik bekommen haben, wenn sie einige Stunden am Tage in einem Raume geessen hatten, wo Leinwand ausgepant war, die mit Bleiweiß oder einem Trudenöl bezogen war. Künstler sind von Lähmungserscheinungen betroffen worden infolge der Wirkung der Delfarben, auch wenn das Zerreiben der Farben und Reinigen der Pinsel durch einen Gehilfen ausgeführt wurde. Die eingeatmeten Mengen an Blei können freilich nur sehr gering sein, aber es ist eine Thatsache, daß manche Menschen außerordentlich empfänglich für die Wirkung dieses Giftes sind. Solche Personen sollten es möglich zu machen suchen, das Haus, wenn es abgeputzt und frisch gestrichen wird, verlassen zu können. Wer gezwungen ist, auch während dieser Zeit seinen Aufenthaltsort beizubehalten, sollte wenigstens jede Vorsicht anwenden und vor allem so viel als möglich in frischer Luft bleiben. Besonders ist anzuraten, im Schlafzimmer zu dieser Zeit während der Nacht ein großes Becken mit reinem Wasser oder noch besser mit Milch aufzustellen. Man wird dann beobachten können, daß sich am nächsten Morgen auf der Oberfläche des Wassers eine Fettschicht gebildet hat, woraus der

Schluß zu ziehen ist, daß das Wasser etwas von dem Öl aus der Luft aufgenommen hat. Von der Milch ist es wohl bekannt, daß sie Gerüche anzieht, und wahrscheinlich weit stärker als Wasser. Wenn man eine Schale mit Milch einige Zeit in einem frisch angestrichenen Hause aufstellt, so nimmt das Getränk den Geruch der Gelbfarbe mit unangenehmster Deutlichkeit an. Die Milch ist in diesem Zustande als ungenießbar zu betrachten und fortzugießen. Schließlich muß noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß es jetzt ausgezeichnete und dauerhafte Farben giebt, die ganz frei von Blei sind, und in einer großen Zahl von Fällen werden gerade diese Farben angewandt werden können, wodurch die Gesundheitsgefahr von allen Leuten, die gegen die Wirkung von Bleisucht besonders empfindlich sind, abgewandt werden könnte. —

gc. Die Kautschukgewinnung auf den Inseln des Amazonasstromes wird in einer französischen wissenschaftlichen Revue kurz besprochen. In der ganzen brasilianischen Provinz Para, um die Mündung des Amazonasstromes herum, gewinnt man Kautschuk, am meisten auf den Inseln dieses Flusses, von denen Marajo mit 6000 Kubikmetern die größte ist. Die Erntezeit fällt dort in den Juli, wenn das Wasser zu fallen beginnt, und dauert bis zum Januar und Februar. Mittels einer kleinen Art stellen die Arbeiter an der rauhen Rinde der Kautschukbäume kleine, glatte Flächen her, auf denen sie die zum Auffangen des Milchsaftes bestimmten Gefäße anbringen. Ueber diesen Gefäßen werden dann tiefe Schnitte in die Rinde gemacht. Die Gefäße sind teils aus gebrannter Erde, teils aus Zinn gefertigt; erstere werden mittels etwas Honig an dem Stamme befestigt, während letztere mit ihren scharfen Rändern in die Rinde hineingepreßt werden und sich so von selbst halten. Sobald die Gefäße gefüllt sind, werden sie in größere Krüge entleert, welche etwa 500—700 der kleinen Bechergläser fassen; sind diese Krüge voll, so kommt ihr Inhalt in große Kessel aus gebrannter Erde, in welchen der Ertrag von mehreren Tagen untergebracht werden kann. Am unteren Amazonasstrom können pro Tag etwa 3 Kilogramm Milchsaft geerntet werden, am Oberlaufe des Flusses etwa das Dreifache. Nach 3 bis 4 Tagen wird ein stark rauchendes Feuer angezündet, der Arbeiter trägt eine dünne Schicht Milchsaft auf einem hölzernen Spatel auf und hält letzteren eine Zeitlang über das Feuer in den Rauch, bis die Milch erhärtet ist. Diese Operation wird so oft wiederholt, bis die Kautschukschicht hinreichend stark ist; um sie von dem Spatel abzulösen, wird sie an einer Seite aufgeschliffen. Diese Art der Gewinnung des Kautschuk ist sehr einfach, sie ist aber für die Augen ziemlich gefährlich, nicht wenige Arbeiter sind in ihrem Berufe erblindet. Versuche, zu einer besseren Erzeugung des Milchsaftes zu gelangen, sind bis jetzt fehlgeschlagen. In der Provinz Para werden drei Sorten von Kautschuk gewonnen; die schlechteste Qualität wird Sernamby genannt und besteht aus zusammengekratztem, schlecht getrocknetem Material. —

**Psychologisches.**

k. Wie sich Kinder den Mond vorstellen. Den oft seltsamen und phantastischen Gedankengängen nachzugehen, die sich für die Kinder mit großen Natureindrücken verknüpfen, gewährt dem psychologischen Beobachter einen besonderen Reiz. Namentlich der Mond scheint einen starken Eindruck auf das Kindergemüt zu machen, und es sucht sich seine geheimnisvolle Erscheinung auf die mannigfachste Art zurechtzulegen. Ein amerikanischer Psychologe veröffentlicht in dem eben erschienenen Heft des „American Journal of Psychology“ das Ergebnis einer interessanten Umfrage, die bei 184 Schülern und Schülerinnen der staatlichen Normalschule von Worcester veranstaltet wurde, um die Vorstellungen, die sich seit früher Kindheit bei ihnen an den Mond knüpften, festzustellen. Elf davon konnten sich als kleine Kinder von dem Gedanken nicht frei machen, daß der Mond herunterfallen könnte, und sie wagten deshalb nicht, ihn anzusehen. In sieben Fällen wurde eine Frau mit einem Kinde im Monde gesehen, die für die Jungfrau mit dem Christuskinde erklärt wurde. Vierzig Kinder erklärten, sie hätten lange Zeit geglaubt, daß der Mond sich bewege, ihnen folge und daß sie sich fürchteten, weil sie ihm nicht entkommen konnten, da er immer mit ihnen mitkam. Einige empfanden diese Begleitung des Mondes auch wie einen Schutz, aber den meisten war er unbequem und unheimlich. Einige Kinder sahen eine große Zahl von kleinen Tieren im Mond, 65 konstatierten einen Mann im Monde, und einige davon glaubten, ein Gesicht darin zu sehen, das auf sie herunterblickte. Viele spürten immer einen Kälteschauer beim Anblick des Mondes, während andre jahrelang davon bezaubert waren, sich nach ihm sehnten und womöglich ihr Bett zum Fenster rücken, damit er in der Nacht voll ins Zimmer sähne. Ein Kind erinnerte sich, daß es den Mond zuerst im Alter von fünf Jahren erblickte und ausrief: „O, da ist Gott. Hallo, Mr. Gott!“ Sechs glaubten ihn mit Elfen bevölkert. Ein Kind sagte, daß wenn er rot aussähe, das Mondwetter so warm wäre, daß die Elfen ihn verließen und zu den Sternen wanderten. Der Mann im Monde spielte in der Phantasie vieler eine große Rolle, sie beschäftigte sich mit seinem Aussehen, seiner Einfachheit, und dies weckt immer ein zärtliches Mitgefühl im Kinderherzen. Zwei Kinder hielten den Mond für das Haus Gottes, eins sah das Gesicht Gottes darin, das sein Verhalten billigte oder mißbilligte. Ein fünfjähriger Knabe glaubte, daß ein Mann mit einem mit Monden beladenen Wagen umherginge und sie aufhängte, und daß jeder Ort seinen eignen Mond habe. Einem andern wurde es sehr schwer, zu glauben, daß sein Bruder in New York denselben Mond sähe. Ein

Kind sah im Monde eine große Zahl von toten Menschen und Tieren, ein andres glaubte, es wäre ein Polizist darin, der die Leute beobachtete. Einige machte der Anblick des Mondes träumerisch und still, andre stimmte er zur Lustigkeit. Ein Mädchen stellte sich eine Sterne-Gesellschaft vor, die den Mond zum Ehrenast habe; ein andres sah eine alte Frau darin, die den Kindern zu ihren Füßen Geschichten erzählt. Ein Mädchen sieht eine Art von Vorsehung im Mond, weil das Mondlicht sie einmal davor bewahrte, in ein tiefes Loch zu fallen. Ein kleines Mädchen hielt es lange Zeit für sündhaft, überhaupt vom Mond zu sprechen, da er viel zu schön war. —

**Technisches.**

— Geruchlosmachung von Thran. Eine Aufgabe, die sehr viel bearbeitet worden ist, ohne aber ihrer Lösung näher gekommen zu sein, ist die Zerstörung des Thrangeruchs. Selbst fast geruchlose oder von ihrem Geruch vorübergehend befreite Thrane ergeben, wie Seidler und Stiepel in „Seifenfabrikant“ schreiben, Seifen mit scharfem Thraneruch, der sich späterhin in den mit derartigen Seifen gewaschenen Wäscheutensilien noch wesentlich erhöht. Selbst die Verseifung der Thrane mit konzentrierter Schwefelsäure und darauf folgender Destillation der Fettsäuren vermag an diesen Erscheinungen nichts zu ändern. Bei diesbezüglichen Versuchen im großen wurden zwar Destillate erhalten, welche nicht mehr dem Geruch nach auf Thran oder Fischfett schließen ließen, jedoch zeigten die aus den Destillaten hergestellten Seifen nach kurzer Zeit wieder Thraneruch. Der Grund für diese Erscheinung dürfte allein darin zu suchen sein, daß hier die Geruchsubstanz aus Körpern besteht, welche sich leicht aus den Fettsäuren der Thrane selbst zu bilden vermögen. Von einer erfolgreichen Geruchlosmachung der Thrane in dem Sinne, daß bei ihnen auch bei der weiteren Verarbeitung der charakteristische Geruch nicht wieder auftritt, kann daher in diesem Falle niemals die Rede sein, da es zu einem dauernden Effekt einer wenn auch vielleicht nicht vollständigen, so doch teilweisen Zerstörung der Fettsubstanz selbst bedürfte. Ein derartiges Verfahren wäre natürlich für die Technik vollständig ohne Belang. Es ist das deswegen bedauerlich, weil sich die Thrane außerordentlich leicht verseifen lassen. Man ist aber darauf beschränkt, sie auf andern Gebieten zu verwenden, namentlich zur Gerberei, zur Kunstkummifabrikation und für Lederschmieren. — („Technische Rundschau.“)

**Humoristisches.**

— Bedmann raus! Eine drollige Geschichte erzählt die „Kölnische Zeitung“ von dem 1866 verstorbenen berühmten Komiker Fritz Bedmann. Als dieser auf der Höhe seines Berliner Ruhmes stand, reiste er zu einem Gastspiel nach seiner Vaterstadt Breslau. Sein Vater, ein biederer Köpfermeister, der noch nie in seinem Leben ein Theater besucht hatte, war nur aus vielem Zureden zu bewegen, einmal einer Vorstellung beizuwohnen. Fritz Bedmann besorgte dem Alten einen Sperrsitz in der ersten Reihe und schärfte ihm ein, erst, „wenn dreimal gespielt worden“ sei (das Stück hatte drei Akte), nach der Garderobe zu kommen, wo sich beide wieder treffen wollten. Als der Schauspieler nach dem zweiten Akt nach der Garderobe kommt, sieht er seinen Vater auf einem Stuhle in der Ecke sitzen, die Hände ringend, Ratlosigkeit und Verlegenheit auf dem Gesicht. „Nun, Vater, hat Dir's nicht gefallen, daß Du schon da bist?“ „A ja, das erste Spiel war ja recht unterhaltsam.“ „Ja, weshalb bist Du denn fortgegangen?“ „Oh, laß es gutt sein, ich wer' Der'ich nachher sagen!“ „O, Vater, so red' doch!“ „Aber schrei od' nich a so — was brauchen's denn alle zu hören? De Leute ha'n mich ja glei erkannt, und wie's Spiel aus war, schrie'n se alle: Bedmann raus! Bedmann raus! Ich hab' mich geschämt wie a Spigbube und bi' nausgeloofen, und wie ich zur Thür draußen war, ha'n se noch alle hinter mir hergelauscht — ich ha's wull noch gehört!“ Mit Thränen in den Augen fiel Bedmann seinem Vater um den Hals und versuchte das Mißverständnis aufzuklären — aber ins Theater war der Alte nicht wieder zu bringen. —

**Notizen.**

— Das „Hausbuch deutscher Lyrik“, gesammelt von Ferdinand Avenarius, illustriert von Fr. W. Schmidt (München, Georg D. W. Callweg, Kunstverlag), liegt in zweiter, vermehrter Auflage vor. Preis gebunden 3 M. —  
 — Franz Lachners Oper „Katharina Cornaro“ erzielte, neu einstudiert und neu inszeniert, bei der Jubiläums-Festaufführung im Münchener Hoftheater einen großen Erfolg. —  
 — Die Künstlervereinigung „Polygon“ eröffnet am Freitag im Oberlichtsaal von A. S. Wall, Potsdamerstr. 27a ihre Ausstellung. Eintrittsgeld wird nicht erhoben. —  
 c. Der Schutz der Landschaften in der Schweiz. In der Schweiz, wo man von den Landschaften lebt, hält man natürlich auch darauf, die Landschaften zu schützen. Deshalb hat der Rat des Kantons Waadt dem großen Rat folgenden Beschlusentwurf unterbreitet: „Der Staatsrat kann jedes Plakat verbieten und nötigenfalls durch öffentliche Gewalt entfernen lassen, das die Landschaft verbietet und an einer andren Stütze als einer Gebäudemauer oder einer Einfriedigungsmauer angebracht ist, oder das den Giebel des Gebäudes oder den obersten Teil der ihm zur Stütze dienenden Mauer überragt.“ —